

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 184. Bromberg, den 13. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt“

Roman von Rolf Brandt.

(15. Fortsetzung.)

So fuhren die beiden Züge. Der eine: Paris, Marseille, Ventimiglia, Genua, Livorno, Rom. Der andere: Koblenz, Basel, Simplon-Tunnel, Genua, Livorno, Rom.

In dem einen Zug saß Charlie . . .

Wir wollen noch einmal nicht verhehlen, auch nun nicht, da sein Leben wahrscheinlich in die letzte Kurve biegt, in der so oft der andere Reiter den überholt, der um sein Leben rennt — wir wollen also nicht verhehlen, daß wir mit diesem Charlie, der sich Tervueren nennt, gar nicht einverstanden sind. Auch die Geschichte mit seinem Vater, dem Grafen Tervueren, der sein Geschick gezeichnet hat, ist uns nicht vollständig klar; sie ist so vage von diesem Reiter des Glücks hingestellt und stimmt scheinbar nicht mit dem Namen Tervueren überein. Aber das muß man Charlie schon glauben, daß sein Vater aus einer hohen und guten Familie war und daß seine junge und sehr hungrige Seele dem Zwiespalt erlegen ist.

Wir wollen seine kleinen Geschichten gar nicht loben. Seine freche Haltlosigkeit den Frauen gegenüber, sein leichtes Verlieren der Maßstäbe — ach, wir können Charlie Tervueren nicht loben! Aber nun so, wie er einmal war, wollen wir zugestehen, daß er einem wirklichen Impuls folgt. Er hat ja noch Dollars, man ist ja nicht auf seiner Spur, er konnte sich ja noch in die Stille retten. Er weiß im Grunde, daß er sich vor seinem Schicksal nicht retten kann. Er ist bereit, es in seine Arme zu nehmen so, wie es ist. Das gefällt uns an Charlie. Wir wollen das schon sagen, obwohl er sonst ein verlorener Mann ist, zu tief verloren, als daß ihm auch das Glück, selbst wenn es ganz nahe stände, aus seiner Grube heraushelfen könnte.

In diesem einen Zug fährt Charlie. Er hat sich in dem kleinen französischen Nest, wo jeder ihn vom Kriege her kannte, selbstverständlich einen kleinen, netten Paß besorgt. Es ist alles in Ordnung, und er hat in Ventimiglia, wo die Italiener eine nervöse und scharfe Grenzwacht halten, nichts zu befürchten. Er steigt in den italienischen Zug. Sein kleines, elegantes Gepäck ruht über ihm im Netz, und die Dollars liegen in der Saffiantasche in dem dunkelblauen Jackett. Er sieht das Glänzen des Mittelländischen Meeres und genießt die ein wenig salzige und doch sanfte Luft, die von der weiten Bläue heranweht. San Remo. Man wird nun bald in Genua sein . . .

In dem anderen Zuge, der von Basel kommt und in die schwarze Öffnung des Simplon hineinstürzt, sitzt der Captain Brown, ein in sich geschlossener und fester Mann. Er hat ein sicheres und unerschüttertes Leben hinter sich. Der Vater war bei der Armee, stieg noch vor dem Kriege bis zum General. Die Mutter war aus einer wohlhabenden Farmerfamilie. Sie hatte dem einzigen Sohne gute hunderttausend Dollar hinterlassen.

Es war alles klar im Charakter von Austin Brown. Ein guter Kerl, doch nicht so einfach, daß er nicht früh gemerkt hätte, wie die amerikanischen Frauen es darauf anlegten, die Männer zu foppen. Er hatte die große und unbestimmte Sehnsucht nach der europäischen Seele, nach der Frauenseele, etwa so, wie Kinder die Sehnsucht nach einer Dämmerstunde mit Märchen haben, und wenn man sie fragt, warum sie es so sehr lieben, von Gnomen, Feen und verwunschenen Prinzen gerade in der halben Dunkelheit erzählt zu bekommen, so sagen sie vielleicht, weil sie dann ein wenig Furcht dabei hätten, und diese Stunde, durchmischt mit Furcht und Schönheit, sei das Paradies.

So fürchtet Brown, Kind von achtundzwanzig Jahren, dies Wiedersehen mit Brigitte. Er wollte es mit der ganzen Gewalt seines Herzens; aber er wußte, daß es möglich sei, daß er darunter mehr leiden müsse, als er eigentlich auf sich nehmen dürfe. Dann war da noch die Verpflichtung, er hatte, weil Liebe im Spiel war, nicht so korrekt gehandelt, wie es der Dienst erforderte, wie er vor allen Dingen gern vor sich selbst verantwortet hätte. Er war entschlossen, in diesen fünf Tagen aufzuräumen. Mit sich selbst wollte er dabei gar nicht vorsichtig umgehen . . .

Als der Zug in Genua hielt, nahm Charlie sein leichtes Gepäck, ging zum Ausgang, blickte über den palmenbestandenen Bahnhofsplatz, winkte ein Auto heran und fuhr nach dem großen Hotel.

Rom, mein Gott, Rom und Brigitte! Aber auch Genua war etwas wert. Von Genua fuhren die großen Dampfer; man hatte seinen netten richtigen Paß auf den Namen du Vel. Wer so war wie Charlie Tervueren, den lockte das Hafenwasser mit unheimlicher Gewalt. Dampfer fuhren nach Indien, nach China, herunter nach Südafrika oder durch die blaue Straße von Gibraltar nach dem großen Kontinent jenseits des Ozeans, wo die Dollars wuchsen und wo man untertauchen konnte in der Masse und im Abenteuer.

Als Charlie an Japan dachte, zuckte einen Augenblick Takis hellgelbes Gaunergesicht vor ihm auf. Er hatte ihn dicht am Galgen vorbeigerettet, aber Taki hatte ihm dafür eine wirkliche Komplicentreue gehalten; er hatte sogar versucht, seine Launen zu verstehen. Ein braves Tier, verschlagen und stark. Man hatte sich gehen lassen können mit ihm. Wenn man so zwischen den Menschen lebte, eigentlich gar nicht in ihre Reihen gehörend, sich immer anders fühlend als die andern, die ihren Kompromiß mit den Gesetzen geschlossen hatten, so war es gut, einmal ein paar Worte reden zu können mit einem, der auch gejagt war, der schon gar keine Bedenken mehr hatte.

Es war oben auf dem Righi, als Charlie so einen Augenblick an den Halbjapaner dachte. Der Sommerwind kam vom Hafen herauf, man sah die Schiffe mit den wehenden Rauchfahnen deutlich ein- und ausfahren, wie Spielzeugschiffe. Da war die Mole, und dann kam das offene Meer und die Ferne. Charlie saß ein paar Stunden still über dem Weinlaub und sah in die hellblau schwingende Ferne. Dann stieg er in die Funicolare und fuhr zu Tal.

Der Koffer in seinem Hotel war noch nicht ausgepackt; er trug ihn selbst zum Portier, fragte nach dem nächsten Zug nach Rom und fuhr südwärts.

Der Zug war ziemlich besetzt. Charlie ging suchend von Abteil zu Abteil. Da, in der ersten Klasse, drei Herren und eine Dame. Einer dieser Herren in sehr elegantem und sehr locker sitzendem Reiseanzug, einer dieser Herren — Charlie war schon sehr schnell an dem Abteil vorübergetreten — war Austin Brown!

Das war gut! Warum hatte man keines der hübschen Schiffe genommen, die in die Ferne schwammen? Dies Europa war ja überfüllt mit Menschen, die von dieser lustigen Geschichte in Koblenz wußten . . . Er blieb stehen und zwang sich, ruhig zu atmen. Ob ihn dieser blöde Amerikaner erkannt hatte? In dem Abteil jedenfalls bewegte sich nichts. War es richtig, in Livorno den Zug zu verlassen? Dann war es auch richtig, nach Genua zurückzufahren und den Dampfer zu nehmen. Charlie erkannte, mit diesem Zuge fuhr nicht nur dieser dreimal verdammte Austin Brown, sondern eine Nachricht.

Er suchte einen Platz möglichst weit vorn im Zuge, nahm eine große italienische Zeitung vor das Gesicht und dachte hinter diesem Schutz nach. Dieser Brown wird zweifellos nicht sofort nach dem Hotel von Brigitte fahren. Weiß der Himmel, ob sie überhaupt noch da wohnt! Wenn sie dort noch wohnt, würde er aber, Charlie, sofort zu ihr fahren. Man durfte keine Sekunde versäumen. Dann fort mit dem Auto, wie damals! Dann hatte man sie ein paar Stunden für sich, und dann konnte Herr Brown kommen! Dem Schuft ging es ja doch nur um die Millionen von Brigitte.

Charlie pfiff ganz leise vor sich hin, so daß ein älterer Herr ihm gegnüber große Mißbilligung in seinen Mienen zeigte. „Was weiß denn der, was weiß denn der, was echte Liebe ist . . ." Man spielte ein bißchen gegen ihn; irgend eine Hand da spielte gegen ihn. Aber schön, dann wollte er auch spielen! Vor diesem Brown setze ich mich nicht in ein Dampferschiff und gondle in die Welt. Was kann mir passieren? Ich weiß, daß er im Zuge ist; er ahnt nicht, daß ich mitfahre. Ein paar Stunden ruhig sitzen, das ist alles. Er gähnte. Er zog den leichten Regenmantel vors Gesicht und lehnte sich still in seine Ecke.

*

Die ersten heißen Tage, wirklich heißen Tage waren über Rom gekommen. Von einem wolkenlosen, sehr blauen Himmel schien eine unbarmherzige Sonne. Die Fremden begannen zu flüchten. Man ging an die See, in die Gebirge.

Brigitte blieb in ihrem Hotel. Sie hatte einige Ausflüge mit dem Herrn von Wurmser gemacht, sie hatte einen Wagen mit einem römischen Chauffeur gemietet, sie hatte ein paar Einladungen angenommen.

Dann, nach einem Abend in der Deutschen Botschaft — man hatte in dem schönen, ein wenig verwilderten Garten Bowle getrunken, man war hinabgestiegen in die Tiefe der antiken Grabstätte, die im Garten lag —, hatte der Herr von Wurmser ihre Hand im Auto umklammert und ihr ein hemmungsloses Liebesgeständnis gemacht.

Sie hatte vergessen wollen, daß da eine Geschichte mit einem belgischen Prinzen war, einem verrückten Jungen, der die Herzen pflückte, wie andere Brombeeren. Man wollte diese Geschichte schon vergessen, aber sie hatte ein Schweigen des Blutes gebrochen, das viele Jahre gedauert hatte. Sie hatte noch gesagt: „Herr von Wurmser, Sie sollten sich wirklich vernünftiger benehmen!" Sie hatte gedroht: „Herr von Wurmser, ich werde dem Chauffeur zurufen, daß er hält! Und das wollen Sie doch nicht?" Dann hatte sie gelacht: „Sie sind ein verrückter Kerl! Mit Ihnen darf man keine Bowle trinken!" Aber sie hatte sich küssen lassen...

Am nächsten Morgen fand sie die Lage so geschmacklos wie möglich. Sie gab nicht so viel auf die paar Küsse, da nachts im Auto halb erbettelt, halb gegeben... Worum küßte man, wenn man einen anderen liebte? „Es hat nichts damit zu tun. Ich kann küssen wen ich will. Er wird es schließlich auch so halten, dieser belgische Kriegsheld."

Als Herr von Wurmser um elf Uhr bei ihr erschien, hatte Brigitte ihre Laune wieder fest im Zügel, und sie begann sehr munter mit der Erklärung, daß sie sich schon über eine Stunde mit der Psychologie des Kusses beschäftigt hätte.

Aber es wurde dann gar nicht heiter. Der Herr von Wurmser entschuldigte sich für sein Benehmen. Er liebe Brigitte, aber er wisse genau, was er ihr schuldig sei. Es wurde eine peinvolle Unterredung. Die Frau kam darin vor und die beiden Kinder in München.

Brigitte nahm sich fest in die Hand und erklärte: „Herr von Wurmser, Sie haben diese für Sie erfreulichen Tatsachen eines gewiß glücklichen Familienlebens gewußt, ehe Sie sich mir näherten. Ich habe Ihnen keinen Anlaß gegeben . . . Nein", hatte sie dann gesagt, „ich habe diese steifleinenen Sätze über! Sie haben sich ziemlich wie ein dummer Junge benommen — heute vormittag noch mehr als gestern!" Sie hatte plötzlich seine traurigen Jungenaugen gesehen. „Ihr seid zu große Esel, ihr Männer! Also, nun gehen Sie, Herr von Wurmser, und gehen Sie in sich! Reden Sie keine dummen Worte von Freundschaft, die ich Ihnen bewahren sollte! Leben Sie wohl! Ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen. Es war nicht sehr nett . . ."

Das war vor vierzehn Tagen gewesen, aber sie war nicht von Rom fortgefahren. Sie blieb in ihrem Hotel, dessen Adresse Charlie wußte. Sie nahm wieder keine Einladungen mehr an. Sie lebte eigentlich, als sei sie nur auf ein paar Tage in Rom, als müsse jeden Tag die Nachricht kommen, die sie erwartete.

Es gibt die morgenländische Geschichte von einem sehr grausamen Kalifen, der tötete einen Feind, indem er ein Schwert über der Brust des Gefesselten schweben ließ an einem dünnen Faden. Jede Erschütterung, jeder Windhauch konnte den Faden zerreißen, und die Spitze mußte in das Herz dringen. Der Feind des Sultans war ein großer Krieger, er war ein Held. Eine Woche hatte er gelebt, und die Spitze des Schwertes war gegen sein Herz gerichtet gewesen. Dann hatte dies Herz einen starken und tiefen Schlag getan, und der feindliche Krieger war gestorben.

Die Geschichte hatte in einem Buch gestanden mit einem bunten Umschlag, auf dem man den festgebundenen Dulder auf einer Holzpritsche liegen sah. Das Buch hatte in einer Auslage einer Buchhandlung in der Königstraße in Stuttgart gelegen, und Brigitte hatte sich die Summe, die es kostete, von ihrem so knappen Taschengeld zusammengespart. Sie war von der Erzählung sehr tief ergriffen gewesen.

Als sie schon älter war, fiel einmal in dem Blauen Salon, wo Mama am Donnerstag zum Kaffee empfing, von einem Herrn aus Tübingen das Wort: „Unter dem Schwert leben." Die Siebzehnjährige hatte sich plötzlich, gegen ihre Gewohnheit, in die Unterhaltung gemischt. „Ich weiß, was das heißen soll, unter dem Schwert leben . . ." Sie hatte die Geschichte erzählt und dabei den Gefühlen des gefangenen Kriegers Ausdruck gegeben. „Immer die Spitze dicht über dem Herzen . . ." Man war erstaunt gewesen, hatte ein bißchen beklommen gelächelt, und dann hatte der Professor aus Tübingen gesagt: „So ist das Wort nun doch nicht zu verstehen, kleine Baronesse!"

An diesem heißen römischen Tag lag Brigitte auf der unerträglich harten Chaiselongue ihres Zimmers, das verdunkelt war. Auf dem Tisch lag ein Brief des Herrn von Wurmser. Sie hatte ihn am Vormittag erhalten und noch nicht geöffnet. Sie nahm ihn in die Hand, sah die angenehme und kluge Schrift und legte ihn ungeöffnet wieder auf den Tisch. Zurücksenden! Er hatte vielleicht inzwischen erfahren, wieviel Millionen sie hatte, in deutsche Reichsmark umgerechnet. Zurücksenden . . .

Dann war sie in der Hitze des Nachmittags eingeschlafen. Sie sah im Traum deutlich den bunten Umschlag des Kinderbuches. Vielleicht hatte sie auch in diesen Tagen an die Geschichte gedacht. Sie sah das blanke, unerträglich blitzende Schwert; der dünne Faden glänzte wie Silber. Sie atmete tief und riß sich die seidene Pyjamajacke an der Brust auf. Ihre Bewegung war so heftig, daß sie von ihr erwachte. Ein wenig Schweiß floß über ihre Schläfen. Es war unerträglich! Warum mußte man eigentlich in Rom leben? In Hitze und unter dem Schwert? Wie war das? Ach, ein dummer Traum, ein schrecklicher Traum. Man sollte die Koffer packen und in die Schweiz fahren! Nichts hinderte einen, nichts hielt einen; das war ja das Schreckliche, nichts hinderte, und nichts hielt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wiedersehen.

Skizze von Friedrich Pock-Graz.

Während Simon Tragutter verbunden wurde, schielte er angestrengt nach dem Operationstisch, wo sein Gegner zum Eingriff des Arztes bereit lag. Der blonde Riese, mit dem er sich vor einer halben Stunde in einen Kampf auf Leben und Tod verbissen hatte, war nun ein steifes Bündel zerfetzten Fleisches, notdürftig verbunden, von weißen Tüchern verhüllt, aus denen der steile Bart wie eine züngelnde Flamme hervorloderte. Simon Tragutter spürte einen Herzschlag lang Neigung, die blutige Auseinandersetzung wie eine sportliche Kraftübung abzutun und sich einer jähen Regung des Mitleids hinzugeben. Er wandte das Haupt nach dem Tisch; in der plötzlichen Bewegung stach die frische Wunde, als ob er einen neuen Schlag empfangen hätte, und in diesem Augenblick fegte der alte Haß die schüchterne Mahnung mit sich. Nein, kein Mitleid mit den Eindringlingen, mit den breitbeinigen Großbauern und Herrensöhnen, die mit fliegender Fahne und grollender Trommel in die Viertel der Armut eingebrochen waren, wo seit Jahr und Tag die arbeitslosen Elendsbrüder an den Türen lungerten! Hart war auf hart gestoßen, es hatte keiner dem anderen etwas geschenkt, keiner dem anderen etwas zu verzeihen. Das sagte sich Simon Tragutter, und er freute sich noch in der Erinnerung, wie er dem riesigen Fahnenschwinger an der Spitze des Zuges entgegenflog.

Ja — er war nicht umsonst der alte Sturmtruppkorporal, der dreimal die Amerikaner aus Kote 218 hinausgeworfen hatte. Und auf einmal — im Traum oder in einer bewußten Beschwörung verschütteten Geschehnisses spürte der Korporal Simon Tragutter, wie ihm der Gefreite Michel Heggleitner den Verband um den Kopf legte, über das blutige Loch, das ein klotziges Sprengstück fingertief hineingerissen hatte. Bewußtlos lag er damals von Morgen bis Abend vor dem Drahtverhau, bis Heggleitner mitten durch das Gezwitscher der Geschosse hinausschlich und ihn auf den Schultern zurücktrug. Ja, das war der Michel Heggleitner, der mit ihm eineinhalb Jahre lang die letzte Brotrinde und den letzten Schluck Tee geteilt hatte. Wenn die eisernen Vögel hart über die Grabenwand fauchten, daß die Balken zitterten und der Sand aus den Wallsäcken rieselte, wenn einer der Kameraden rührselige Geschichten aus der Zeitung vorlas, wenn die Postordonnanz die lang ersehnte Freßkiste vom Rücken wälzte — immer kaute der flaumbärtige Bauernbursch Michel Heggleitner an seiner Kirschholzpfeife und murmelte sein ewiges „Birnbaum und Haberstroh", sinnlose Gewohnheitsformel, die sich vielleicht seit Urahns Zeiten von einem Heggleitner auf den andern vererbt hatte, Ausruf des Staunens und der Freude, Bekräftigung jeglicher Erklärung, Einleitung jeglichen Gesprächs. Guter treuer Michel, du sitzest jetzt wohl als behäbiger Bauer auf sicherem Hof, murmelst dein „Birnbaum und Haberstroh" vor dich hin, hast stramme blonde Heggleitnerbuben auf den Knien reiten und erzählst ihnen von Zeit zu Zeit einmal, wie es auf Kote 218 herging und wie du auf deinen breiten Schultern den verwundeten Korporal Tragutter aus dem grausamen Vorfeldfeuer trugst.

So sann der verwundete Arbeitslose Simon Tragutter vor sich hin und fand sich plötzlich von unbekannten Gefühlen übermannt. Er spürte sein haßhartes Herz von seltsamer Sehnsucht nach der fernen Kriegskameradschaft aufgelockert. Und dann riß ihn etwas aus seinem Traum, daß er blitzschnell auffuhr und die Pflegeschwester, die eben den Verband verknüpft hatte, unwillig zurückwich. Nein, es war keine Täuschung, der lodernde Bart da drüben flatterte dreimal steil empor und ließ einen deutlichen Ausruf frei: „Birnbaum und Haberstroh". In diesem Augenblick sprang Simon Tragutter auf, mit einem wilden Schrei: „Michel, Michel!" Aber schon stürzten sich zwei Wärter über ihn und führten ihn auf einen zornigen Wink des Arztes aus dem Saal in die Häftlingsabteilung, wo der gefährliche Raufbold eine halbe Stunde lang dahindämmerte. Als er die Augen aufschlug, stand vor ihm ein schnauzbärtiger Wärter, der sich gutmütig nach seinem Befinden erkundigte. Tragutter spürte erst jetzt die brennenden Wunden in Haupt und Leib, aber sie kümmerten ihn nicht, er stützte sich auf, er beugte den Oberkörper weit vor, er preßte, zitternde Angst vor der Antwort in den flackernden Augen, die Frage heraus: „Wie heißt er, der . . ." Der Schnauzbart sträubte sich grollend: „Also, Sie kennen den armen Teufel nicht einmal? Heggleitner heißt er, Michel Heggleitner, Bauer aus Ebersbach." Simon Tragutter fiel kraftlos ins Kissen zurück. Der flackernde Blick erlosch in stumpfem Stieren, durch die blutleeren Lippen hauchte ein verzweifeltes Flehen: „Wie geht es ihm?" Der Schnauzbart schwankte zwischen Gram und Erbarmen: „Ziemlich trostlose Sache, im besten Fall vielleicht durch Blutübertragung zu retten. Helf Ihnen der Himmel, daß Sie nicht wegen Totschlag vors Gericht kommen!" Die Antwort riß den halb Ohnmächtigen empor, die Augen flammten wieder: „Bitte, lassen Sie gleich einen Arzt zu mir kommen."

Einige Tage nachher brachten die Zeitungen, von dicken Lettern überschrieben, eine merkwürdige Nachricht: „Der Totschläger als Lebensretter! Der erwerbslose Mechaniker Simon Tragutter, der bekanntlich beim sonntägigen Zusammenstoß den Landwirt Michel Heggleitner schwer verletzte, hat sich freiwillig als Blutspender für sein Opfer gemeldet. Dank der rechtzeitig vorgenommenen Blutübertragung konnte Heggleitner am Leben erhalten werden."

Auch dem Untersuchungshäftling Simon Tragutter wurden Zeitungen in die Zelle geschmuggelt, aber er las sie ohne Anteil, ohne Liebe, ohne Zorn. Nur in den täglichen Berichten von blutigen Zusammenstößen wurden ihm während des Lesens die gleichgültigen Namen der gleichgültigen Opfer leibhaftige Menschen. Sie alle hießen Simon Tragutter und Michel Heggleitner, die sich an die Gurgel sprangen, obwohl sie fünfzehn Jahre vorher einander aus dem Feuer getragen hatten.

Bis eines Tages der Untersuchungsrichter in der Tür stand und hinter ihm ein lodernder Bart in die Zelle flatterte. „Michel", jauchzte der eine der beiden Todfeinde auf. „Birnbaum und Haberstroh, du alter Simon", schrie der andere, und dann sagten sie lange nichts, blickten sich nur tief in die Augen und preßten sich die Hände.

Dem Untersuchungsrichter rollten die Augen aus den Höhlen. Er wandte sich ab, er fühlte, wie ihn eine fremde Rührung überfiel und sich ihm durch einen Panzer harter Paragraphen mitten ins Herz bohrte.

Hatzl, der Galgenstrick.

Eine Federzeichnung vom Häher.

Von Aurelius Link.

Der Häher ist der schönste deutsche Vogel — so man nicht dem Gimpel den Preis gibt. Aber: er ist auch der Fuchs unter den Vögeln, hat den Kopf voller Schelmenstreiche und das Herz voll Niedertracht.

Sein Reich sind die Wipfel. Darin spielt er wie Wind und Sonnenstrahl. Aber er betreibt das nicht aus lyrischen Stimmungen heraus, sondern aus Tagdieberei oder um einem eins auszuschmieren. Darum: alles, was Federn trägt, haßt ihn; nur der Mensch läßt sich von der äußeren Erscheinung blenden.

Und vor dem Habicht kommt dem Häher das Entsetzen an; deshalb zerschlägt er dem die Gelege, und den jungen Sperbern hackt er die Augen aus. Nun, warum nicht? Bis zur Feindesliebe ist es unter den Tieren noch nicht gediehen. Wenn die Stare oder die Rotschwänzchen zur Brut rüsten, dann kümmern sie sich sehr darum, ob nicht ein Häher in der Nähe wohnt; denn während sie für die Jungen auf die Käferjagd gehen, kommt ihnen mitunter die ganze Brut abhanden. Der Häher spielt natürlich den Unschuldigen, und doch hat er eins nach dem andern herausgezogen.

Der Tierfreund kann sich tagelang mit Beobachtungen und mit Übersetzungen aus der Vogelsprache beschäftigen. Wenn sich Hatzl, der Häher, in der Zeit der jungen Liebe an die Höhlenbrüter heranmacht, dann kann man ihm gern eine Stunde zuhören. Er umschmeichelt sie, lernt ihnen ihren Lockruf ab und läßt sich dabei die Wohnungen zeigen — natürlich nur von außen. Und während die Alten Atzung suchen, lockt er die Nestlinge mit dem zärtlichen Rufe

der Mutter. Steckt eins den Kopf aus der Tür, so dreht er ihm den Hals um. Der graue Würger, der sich auf seine Fleischbank soviel zugute tut, ist ein harmloser Neuntöter gegen diesen Neunmalneuntöter Hatzl.

Eicheln nimmt der Häher auch, Bucheln und Nüsse. Er legt davon immer etliche auf den Speicher und bedeckt sie mit Erde. Braucht er sie nicht, so keimen sie im Frühling, „und auf diese Weise“ — sagt Lenz von ihm — „hilft er den Wald aufforsten“. Nun ja. Aber: Ist das „Waldaufforsten“? Lieber Himmel! Oder der Häher verzehrt junge Kreuzottern. Also soll man ihn schonen, vielleicht sogar hegen zur Verfolgung dieser Giftwürmer? Hm. Die Kreuzotter ist ein Nachttier. An den ungedeckten Sonnenhalden, wo sie über Mittag ihr Gift kocht, reviert Hatzl nur selten; denn dort fürchtet er für seine persönliche Sicherheit.

Nein, nein, der Kreuzotternvertilger von Beruf heißt nicht Hatzl. Das ist Lutz, der Igel. Der macht sich anscheinend ein Vergnügen daraus, wenn ihn die Ottern in den Rüssel beißen. Jedes andere kleine Säugetier fällt auf der Flucht zwei Meter nach dem Bisse um. Den Igel, wegen seiner köstlichen Eigenschaften, darf man einen kleinen Sonntagseinfall der Schöpfung nennen. Im Vergleich mit diesem Kleinbauern, diesem Hinterwäldler, ist Hatzl sehr abkömmlich im Haushalte der Natur.

Dennoch: jede junge Kreuzotter, die er mordet, soll ihm gern und gerechterweise auf der Habenseite verbucht werden.

Musikalisch ist er nicht, denkt man. „Rätsch, rätsch!“ macht er; aber daneben kann er flöten wie die Amsel, kann klappern, pfeifen, schwätzen wie der Star. Den Spottvogel, den Pirol, ahmt er glänzend nach. Er maust wie ein Rabe. Dem Bauern stiehlt er Käse. Er ist ein Genie. Nur für Flugleistungen zeigt er keinen Ehrgeiz.

Der Jäger kümmert ihn nicht. Hatzl übertölpelt ihn. Seine Vermehrung in unseren Wäldern ist deshalb geradezu fürchterlich. Die kleinen Diebe hängt man, aber diesen größten läßt man laufen.

Rekord.

Skizze von Irene von Schellander-Salzburg.

Die berühmte deutsche Rekordschwimmerin saß auf der kleinen Terrasse vor ihrem Hotelzimmer und blickte hinunter auf den See. Sie war spät angekommen. Gelangweilt hatte sie in den aufliegenden Blättern ihr Bild wiedergefunden, wie sie trainierte, sich kleidete, mit ihrem kleinen Eisbären spielte — und hatte nochmals betont, abzureisen, sowie ihr Name preisgegeben würde.

Und nun dunkelte vor ihr unter Hochsommerduft nächtlich der See. Glimmend und schwellend, Ringe sprühten, und ein feiner, summender Ton blies über den Sand.

Ah, hinüberschwimmen, wo es ins Schwarze grünt, köstliche Kühle nach heißem Reisetag! Morgen, da badet die ganze Sommergesellschaft. Aber heute, bei Vollmondaufgang, sie allein! Mit einem Ruck schnell sie auf. Prüft: Fünf Viertelstunden zur Berglehne ungefähr, zweieinhalb Stunden zusammen, für sie. Spielerei für die Überschwimmerin des Kanals, die Trägerin des letzten Frauenrekords! Auch Mannesrekord wird sie noch erreichen! Im Winter durchhackte sie die Eisdecke an der Nordsee, um zu baden: hinein, hinaus, mehrmals, im Schneesturm, jeden Tag.

Schon eilt sie lachend die Stufen hinunter und aus dem Lichtkreis. Unter Waldbüschen tastet, schmal und gelenk, ihr Fuß in gurgelndes Dunkel. Und straffe, gebräunte Nacktheit wirft sich mit kleinem, wohligem Aufkreischen in gischtende Wellen. — — —

Je weiter vom Strand, um so kälter wurde der See. Er gab auch nicht dieselbe mühelose Leichtigkeit wie das Salzwasser. Um so mehr Ansporn. Immer weiter zurück blieben die Lichter. Wie ein Pfeil schnitt sie durch leise bewegtes Blaugrün. Glanz erglüht. Über schneeblitzendem Gipfel randet und rundet es dunkelrot: der Mond. Weit, weit irgendwo Schlag Zwölf. Noch die halbe Strecke zum Ziel.

Es schnellt und schnalzt wie schillernde Silberstücke. Dann und wann, eiskalt, ein reißendes Aufsprudeln unter ihr weg.

Da stößt sie, ausholend, an etwas Schleimiges, Schweres. Ein Ungeheuer treibt zuweilen in solchen Gewässern, ein Uralter unter den Fischen, Algen am lebendigen Schuppenleib ... Aber was ist das? Wellenhaft schlingert es drohend vor ihr auf — verquollene, furchtbare Augen, entformte Züge tauchen überrieselt aus strähnig schütterem Bart — eine gedunsene Leichenhand schwappt an ihren Arm — und wie Schatten versinkt es. —

Sie schreit, rasend, überschrillend, und stößt gerade aus vor in wildem, betäubendem Grauen. An den Beinen packt, schleudert es — „Hilfe! Hilfe!“ um Himmelswillen „Hilfe!“ Wer hört es? Allein, ganz, ganz allein im Wasser — aber das Gräßliche hinterher, das Grauen, der Tod! Ich will nicht — ich will nicht. Nicht müde werden! Das Herz dröhnt. Schreien schwächt. Atmen! Tief atmen! Nicht nachlassen — die Weltrekordträgerin — ertrunken — in einem See! Irrsinnig immer geradeaus hetzend, durchzuckt es sie, daß sie heute noch zurück muß — — über den See! Nicht denken — Land, Land — hier näher! Sich zusammenreißen — die Kiefer klemmen ihr aneinander — Wald — Wärme unter den Bäumen — Wärme! Schweiß bricht ihr übers Gesicht, die Glieder straffen sich nicht mehr, sie peitschen und tappen wie der Taumel einer ablaufenden Maschine. Wasser — Schilf in beiden Händen — knirscht, knickt, hält! Zerrissene Finger und Knie. Zubodentaumeln, Sichwälzen im braunen, tiefen, warmen Laub, Sichverwühlen — und nichts mehr wissen. —

*

Aber sie träumt. Verworrenes, Gräßlichkeiten: Zurück über den See! Aufschreckend erstarrt sie. Grau dunstet der See unter einzelnen Sternen, und der Mond geht unter. Zurückkehren, solange die Lichter drüben noch den Weg weisen! Sie ist nackt. Und das Ufer ist unbewohnt. Und lieber als so zum Gespött — lieber noch ertrinken! Wie der andere. Im See.

*

Da rafft sie sich auf, biegt das zischelnde Schilf und gleitet ins Wasser.

Nichts zehrte so lähmend noch an ihrer Kraft, wie dieser ... Rekord gegen einen Toten. Als habe das langvertraute nasse Element selbst in grausiger Ungestalt plötzlich, ein Feind, sich gegen sie erhoben — und nun muß sie es noch einmal wie in einem schrecklichen Traum versuchen. Wo war es? Liegt es noch vor ihr? Aber überall kann es auch sein, überall. Nebel spinnt, ungeheuer dehnt sich der kleine See. Und die Lichter . .. versinken. Aber sie muß ... und sie will .... und sie wird einmal, ein einziges Mal nur noch kämpfen — um Sieg — durchkämpfen — und das Ufer gewinnen. Und sie erreicht es.

*

Die berühmte Rekordschwimmerin lag wochenlang in einem Sanatorium und phantasierte von ihrem Erlebnis und erregte damit noch einmal allgemeines Aufsehen. Dann hörte man nur noch, daß sie ihren Arzt geheiratet hat und seit dem Abenteuer im See, von abergläubischer Furcht befallen, nie wieder zu schwimmen wagt.



Lustige Ecke



* **Offenherzig.** Der Direktor eines Knabenpensionats rügt den kleinen Hans heftig, weil er sein Messer vor dem Essen am Tischtuch abwischt.

„Ist das bei euch zu Hause so Sitte?“ fragt er grollend.

„O nein“, sagt Hans, „bei uns zu Hause erhalten wir saubere Messer!“

* **Aus der Kinderstube.** Das kleine Gretel bringt die Mutter fortwährend in Verlegenheit. Eines Tages fragt es: „Mutti, sind im Kirschkuchen Kirschen?“

„Ja, Kind!“ erwidert die Mutter.

„Sind im Pflaumenkuchen Pflaumen?“

„Aber natürlich, Gretel! Warum fragst du denn?“

„Mutti, kauf mir doch mal Hundekuchen!“ —

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.